

adriana altaras
titos brille

die geschichte
meiner strapaziösen
familie

kiepenheuer & witsch

Zum Schutz von Personen wurden Namen und Orte zum Teil verändert und Handlungen, Ereignisse und Situationen an manchen Stellen modifiziert.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

3. Auflage 2011

© 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Privatbesitz der Autorin

Foto der Autorin: © Ute Langkafel, MAIFOTO

Gesetzt aus der Berkeley Oldstyle

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04297-9

mein vater, der held

Adriana! Adria, meine Tochter, du solltest wie unser Meer heißen! Unser schönes Meer!

Wir haben gesungen! Gelacht! – Split! Das war eine Perle an der Adria. Die Dalmatier? Wie Italiener! Laut, fröhlich und vor allem keine Antisemiten. Man hat uns geholfen auszureisen, hat uns versteckt, und wir sind gemeinsam in die Berge. Als Kämpfer! Stell dir vor, die erste jüdische Buchhandlung des Landes gab es in Split: Familie Mopurgo ... Schau! Es haben fast alle überlebt. Fast alle Juden aus Split! Bis die Deutschen kamen, aber das ist eine andere Geschichte ...

Nachts um halb zwei wache ich auf. Es ist der 7. Dezember, die Nacht nach Nikolaus. Ja, wir feiern Nikolaus. Juden nehmen alle Feiertage mit. Nicht alle Juden und nicht alle Feiertage, aber im Prinzip ist es so. Die Kinder haben sich sämtliche Süßigkeiten aus den Stiefeln in den Mund gestopft und sind mit Bauchschmerzen schlafen gegangen.

Ist das Fenster auf? Es ist so stickig! Sammy hat morgen einen Termin beim Kieferorthopäden, wenn man den vergisst, muss man bis zu den dritten Zähnen warten. Warum bin ich überhaupt aufgewacht? Was ist los? Etwas passiert gerade ... Etwas passiert immer gerade irgendwo ...

Wenn man jung ist, ist man zu dumm für die Angst. Ich war Arzt. Aber als Jude durfte ich im Krankenhaus nicht mehr arbeiten.

Bei den Partisanen natürlich schon. Ärzte, auch so unerfahrene wie ich, bekamen sofort zu tun! Wie viele Zähne ich mit dem Brechisen gezogen habe! Ich war mutig und dumm.

Stell dir vor, im Juni 1943 bin ich los und habe das Lager auf Rab besucht! Ich wusste einiges von dem Lager, deine Mutter hatte mir geschrieben, wer alles drinhockte, was ihnen fehlte, wie es allen ging. Also habe ich mir eine Bescheinigung selbst ausgestellt, ich sei befugt, die Hygienebedingungen im Lager zu überprüfen. Wahnsinn! Bin rein und sogar wieder raus! Hatte Briefe dabei und Geld und kleine Sachen für all die armen Inhaftierten, die sie bei mir über deine Mutter bestellt hatten. Am Lagertor habe ich dem zuständigen Offizier gesagt, ich sei eine Art jüdischer Gesandter. Die italienische Besatzung hätte mir den Besuch des Lagers gestattet. Er war irgendwie beeindruckt und hat mich ohne weitere Fragen reingelassen! Aber was noch erstaunlicher ist, er hat mich auch wieder rausgelassen! Er hätte mich doch als Juden einfach dabehalten können? War er dumm oder einfach nur gutgläubig? Vielleicht war er ja nur Faschist, kein Antisemit? Ich weiß es nicht. Habe ihn auch nicht gefragt. Rein und wieder raus. Unglaublich! Hier, die Fotos vom Lager sind von mir! Habe ich im Schuh versteckt. Kaum war ich draußen, bin ich dann doch gerannt, ich Held! Gerannt um mein Leben. In einer kleinen Pension am Hafen habe ich die Rollos runtergelassen und auf das nächste Schiff nach Split gewartet! Wahnsinn! Wirklich dumm. Und noch so jung.

Und ich habe Titos Brille repariert! Marschall Titos Brille! Aber das ist noch nicht alles! Ich habe gekämpft, im Wald geschlafen wie ein Bär, und ich habe 40 jüdische Kinder gerettet und nach Nonantola gebracht ...

Mein Vater war ein Held, das weiß ich, seit ich denken kann.

Nonantola ist eine kleine Stadt in Norditalien, unweit von Modena. Im April 1943 kommen vierzig jüdische Kinder aus

Kroatien dort an. Sie sind, so wird erzählt, mit dem Schiff bis nach Ravenna gelangt, dann vorsichtig durch die Po-Ebene nach Nonantola marschiert. Es ist heiß, es gibt kaum Bäume in dieser Gegend, nur Reisplantagen. Aber auch die sind ausgetrocknet, seit Wochen hat es nicht geregnet. Die Kinder werden in der Villa Emma in Nonantola untergebracht. Die hat einem italienisch-jüdischen Großindustriellen gehört, bis er fliehen musste. Nun steht sie leer. Sie wirken ängstlich, diese Kinder, aber sie haben allesamt italienische Pässe. Mein Vater, der Held, hat sie ihnen besorgt.

Der Carabinieri sitzt in Split in seinem Büro. Er liest den Corriere della sera, als ich reinkomme. Ich druckse herum. Er grinst. Ich möchte vierzig Stempel haben für vierzig jüdische Kinder, die in Sicherheit gebracht werden müssen. Das geht nicht, sagt der Carabinieri. Aber Dalmatien ist italienisch besetzte Zone, sage ich. Wir sind doch alle Italiener irgendwie, nicht wahr? Una faccia, una razza! – und schenke ihm einen Flakon Brillantine, Marke »Soffientini di Milano«, als Zeichen meiner Verehrung. Der Carabinieri lacht. »Birbante«, Schlingel, sagt er und stempelt mir ein »lasciapassare« für vierzig Personen. »Sollten Sie erwischt werden, wissen Sie nicht mehr, wer Ihnen die Pässe gestempelt hat«, ruft er mir nach. Die Eltern weinen am Hafen von Split, als sie ihre Kinder zum Schiff bringen. Aber sie wissen: Es ist ihre letzte Chance. Mit an Bord: italienische Faschisten, deutsche Militärs. Wir singen. Die Kinder und ich singen wie eine Jugendgruppe auf Ferienreise. Wir singen in einem fort. Als wenn nichts wäre. »Ciri biri bella mare moja!« Ein kroatisches Volkslied über unser schönes Meer. Die ganze Reise über haben wir gesungen. Wir haben über jeden Verdacht hinweggesungen!

Mein Vater, der kleine Mann, ist nur wenig älter als die Kinder, zwanzig ist er. Auf dem Abschiedsfoto sehen sich alle ähnlich, dunkel und ernst, mit großen schwarzen Augen.

Mein Vater verabschiedet sich von den Kindern. Nächstes Jahr in Jerusalem!

Er muss in geheimer Mission weiter in den Vatikan. Dort stempelt einmal im Monat ein Priester den Juden ein »I« für »Italiener« in ihre Pässe. Ein solches »I« gilt als »lasciapassare«. Ein Schlupfloch. Da sich Kroatien unter italienischer Okkupation befindet, sind die Juden genau genommen Italiener. Dieses »I« rettet unzählige Mitglieder der jüdischen Gemeinde, die nicht geflohen sind, warum auch immer.

Zwei Jahre wird die kleine Gesellschaft in Nonantola bleiben. Als sich im September 1943 die Deutschen der Villa Emma nähern, nimmt die Landbevölkerung die Kinder auf und versteckt sie. Vielleicht, weil sie früher einen jüdischen Bürgermeister hatten und Samuel Friedmann immer so freundlich war? Nach dem Krieg und nach einer abenteuerlichen Flucht über die Schweiz landen die Kinder sicher und wohlauf in Haifa.

Weißt du, was schade ist, Adriana? Ich habe mich nie bei dem Carabiniere bedanken können, denn ich wusste ja seinen Namen nicht. Dabei hat er vierzig Kinder gerettet ...

Mein Vater, der Held. Hoffentlich ist diese Geschichte wahr. Endlich schlafe ich ein.

Georg, mein Mann, weckt mich, wie mir scheint, nur wenige Sekunden später. »Dein Vater ist tot.« Tot? Aber ist er nicht in Nonantola? Und der Carabiniere?

Ich bin darauf vorbereitet und dennoch bin ich schockiert, atemlos, das ist wohl normal so.

Ich bin froh, dass er es mir sagt und ich nicht selbst am Telefon war.

Mitten in der Nacht steige ich ins Auto und fahre nach Gießen. Es ist eine merkwürdige Fahrt, die Reise zu einem Toten,

zum toten Vater. Ich bin unnatürlich wach, unterhalte mich mit ihm. Und irgendwie antwortet er. Das ist tröstlich.

Kennst du den Partisanenwitz mit dem Bären?

Ein Mann hat einen Bären an der Leine. »30 Dinar für den Bären! 30 Dinar!«, schreit er auf dem Marktplatz.

»Schön«, sagt ein Passant. »Aber wofür? Was kann der Bär? Kann er tanzen?«

»Nein.«

»Aha. Kann er auf einem Bein stehen?«

»Nein!«

»Was kann er dann?«

»Nichts, aber er war im Wald!«

Vor einem Jahr hatte mich mein Vater um ein Gespräch gebeten. Feierlich, als wären wir die Familie Buddenbrook, war ich zu ihm nach Gießen gefahren.

»Ich habe dir etwas mitzuteilen.« Er war blass, wusste seit kurzer Zeit, dass er an Pankreaskrebs litt. Ausgerechnet Pankreas war sein Spezialgebiet, er hatte sich die Krankheit selbst diagnostiziert. Ich saß in seinem Arbeitszimmer in der Uniklinik, blätterte im Ärzteblatt.

»Oh, so förmlich! Schieß los.«

Er saß hinter seinem Schreibtisch und lächelte, besprühte sich mit seinem Lieblingsduft. Wir schwiegen, was selten vorkam. Und dann begann er ein Gespräch, ohne mir auch nur irgendetwas Wesentliches mitzuteilen, keine Heldentaten, nichts. Als müsste ich es durch den Nebel von Azzaro hindurch riechen, erraten. Dieses Spiel trieb er danach noch einige Male so oder ähnlich.

Immer wieder rief er mich an, plauderte drauflos, erzählte mir Witze, die ich schon kannte, und bat mich schließlich, doch möglichst schon am nächsten Wochenende erneut vorbeizukommen. Nur ein einziges Mal rückte er wirklich mit der Sprache raus, sagte, seine Zeit sei abgelaufen, und dass 83

doch ein stolzes Alter sei, nicht wahr? Er erklärte mir fachmännisch sein Blutbild, seine Aussichten. Pankreaskrebs war eben sein absolutes Spezialgebiet.

Als er bereits zum wiederholten Male im Krankenhaus lag, saß ich an seinem Bett, und er gab einige Witze aus seinem reichhaltigen Repertoire zum Besten:

»Ein Chirurg kommt nach einem freien Wochenende in die Klinik, wäscht sich die Hände, bereit zu operieren. ›Schwester, wie ist es dem Nierenpatienten vom Donnerstag ergangen?«

›Tut mir leid, Herr Professor, tot.«

›Ach ja? So was! Und der Darmverschluss von Freitagvormittag?«

›Verstorben, Herr Doktor.«

›So, so ... Nun gut, die Dame mit dem Herzkatheter?«

›Defunt. Ebenfalls gestorben.«

›Nun gut. Schwester, reichen Sie mir bitte den Kittel.«

›Aber, Herr Professor, Sie wollen weiter operieren?«

›Na was denn, Schwester, ich habe keine Angst vor dem Tod!««

Ich lachte gerne über diesen Witz, diesmal allerdings zögerlich.

»Adriana, es gibt bekanntlich zwei Möglichkeiten: entweder jung zu sterben oder alt zu werden!« So tröstete er mich, bevor er wegdämmerte.

Als er wieder aufwachte, bat er mich, einen Vortrag Korrektur zu lesen, den er noch halten wollte, in der Theologischen Fakultät: »Sterben und Tod, eine jüdische Sichtweise«:

In der jüdischen Tradition werden die Toten mit großer Sorgfalt behandelt. Schon vor Eintritt des Todes muß man darauf vorbereitet sein, diesem Augenblick mit Verständnis und Fassung zu begegnen.

Wie bei anderen alten Religionen gilt es als Sünde, einen

Juden unbeerdigt zu lassen, Verbrennungen werden nicht praktiziert.

Der Sterbende wird bis zum letzten Atemzug als Lebender betrachtet. Es ist die heilige Pflicht, neben ihm zu bleiben, damit er im Todesmoment nicht alleine ist. Weinen und Wehklagen ist verboten, damit der Sterbende nicht leiden muß.

Die Spiegel im Haus werden verhüllt, Bilder an den Wänden umgedreht.

Im »Kittel« wird der Tote beerdigt, dem Hemd, das er bereits zur Hochzeit, zum Seder und an Jom Kippur getragen hat. Als Zeichen der Trauer ist die Selbstverletzung verboten. Asche auf das Haupt, Zerreißen der Kleider, Fasten ist angebracht.

Das »Schma Israel« wird gesungen oder vorgelesen. Bei der Beerdigung das »El mole rachamim«.

Die Trauernden haben folgende Verpflichtungen: Sieben Tage lang sitzen sie Shive.

Sie sitzen nicht auf Stühlen, sondern auf Hockern oder auf dem Boden.

Sie ziehen keine Schuhe aus Leder an.

Sie begrüßen nicht.

Sie arbeiten nicht.

Sie lesen nicht die Thora.

Der Geschlechtsverkehr ist verboten, 30 Tage lang.

Sie schneiden sich nicht die Haare oder rasieren sich.

Sie baden nicht.

Sie waschen nicht die Wäsche.

Sie beteiligen sich nicht an Unterhaltungen, zwölf Monate lang.

»Woher weißt du das alles?«, fragte ich ihn. »Hast du die fünf Bücher Mose abonniert? Du bist weder besonders religiös noch habe ich dich außer medizinischer Fachliteratur jemals

ein Buch lesen sehen.« »Das tun Juden nie, und trotzdem wissen sie alles«, war seine bescheidene Antwort.

Seltsam, dachte ich, er gibt mir ganz klare Anweisungen für später. Damit ich alles richtig mache oder damit ich nicht so allein bin mit der Situation, mich nicht so einsam fühle?

Als es ihm immer schlechter ging, bat er mich wieder zu sich, bedeutungsvoll. Ohne meine Mutter sollte ich ihn im Krankenhaus besuchen. Es war später Nachmittag und bereits dunkel. Ich stützte mich auf sein Bett, er näherte sich meinem Ohr, tat, als wollte er flüstern. Nur, dass er wieder nichts sagte. Gar nichts. Ich war ein bisschen verwirrt, und er schlief ein. Als ich nach zwei Stunden ging, hatte ich nichts Neues erfahren, aber eine Ahnung bekommen, dass dieser alt gewordene Held, dieser Patriarch, seine Geheimnisse mit ins Grab nehmen würde.

Am nächsten Tag saß ich wieder an seinem Bett, spielte ihm aus einem winzigen Rekorder neapolitanische Musik vor. Noch während ich darüber nachdachte, ob Menschen im Delirium Musik hören können, riss er die Augen auf, sagte: »Sento tutto« »ich höre alles«, und ich solle den Wagen nehmen, es sei Zeit. Ich lachte blöd und hilflos. »Non far la stupida« »stell dich nicht so blöd an«, waren seine letzten Worte an mich.

Göttingen, Kassel, Marburg, die Autofahrt zieht sich hin, obwohl ich mit »seinem Mercedes« fahre, den er mir bei meinem letzten Besuch ans Herz gelegt hat. Als ich endlich im Krankenhaus ankomme, hat man ihn schon fortgebracht. Mein Vater ist dort gestorben, wo er jahrelang gearbeitet hat, im Poliklinikum der Uniklinik Gießen.

Er hatte dort als Assistenzarzt angefangen, als er nach Deutschland kam, war 30 Jahre lang geblieben und hatte es bis zum Oberarzt der gesamten Poliklinik gebracht. Im Grunde ist es nur folgerichtig, dass er hier gestorben ist. Übrig geblieben von ihm ist eine Plastiktüte mit ein paar Sachen.

Sie steht vor dem Zimmer auf dem Flur. Es ist Donnerstagmorgen, 11 Uhr.

Ich rufe meine Mutter zu Hause an. Sie hat die ganze Nacht bis zu seinem Tod bei ihm verbracht. Sie spricht wie ein Roboter, mechanisch und ferngesteuert, sie wird mir keine große Hilfe sein.

Im Kopf überschlage ich: Innerhalb von 24 Stunden zu beerdigen wäre jüdische Pflicht, aber mit Sabbatbeginn gleichzeitig jüdischerseits verboten. Sonntags für Christen nicht erlaubt. Montag, Montag könnte er beerdigt werden.

Meine Schwester, die nur meine Halbschwester ist, Tochter aus der ersten Ehe meines Vaters, ist aus Zagreb angereist. Sie hatte gehofft, ihn noch lebend zu sehen. Nun ist er tot, und wir müssen warten. Vier lange Tage zusammen warten.

Meine Halbschwester heißt Rosa und ist noch kleiner als ich. Dafür ist sie ziemlich pummelig. Dick sein ist Charakterschwäche, sagte mein Vater immer. Sein Verhältnis zu ihr war nie sonderlich gut, und solche vernichtenden Urteile halfen nicht, die Situation zu verbessern. Es heißt, mein Vater habe seine erste Frau nur auf den Druck der Kommunistischen Partei hin geheiratet. Immerhin hatte er sie geschwängert. Anstatt die Partei zu hassen, die ihn zu dieser Heirat gezwungen hatte, distanzierte er sich zunehmend von der Frau und ihrer beider Kind. Jahre später, als ich ihn fragte, ob das nicht auch eine Art Charakterschwäche gewesen sei, erwiderte er herablassend: »Adriana, du verstehst nichts vom Kommunismus.« Je älter meine Schwester wurde, desto komplizierter wurde auch seine Beziehung zu ihr wie auch die Beziehung meines Vaters zur Partei. Letztendlich war meine Halbschwester ja auch ein Kind der Partei.

Seine erste Frau starb nach 14 Jahren Ehe, im selben Jahr kam ich auf die Welt, das Kind einer neuen Frau: meiner Mutter. Mein Vater übte sich im Spagat: Die Nächte verbrach-

te er in der Wohnung seiner verstorbenen Frau bei meiner Halbschwester, die Tage bei uns. Er war völlig vernarrt in seine »neue« Tochter, in mich, die ich mit meiner Mutter am anderen Ende Zagrebs lebte. Diese familiäre Akrobatik war für meine Schwester sicher kein Vergnügen. Wahrscheinlich hätte sie mich gern mit meiner Kuschedecke erstickt.

Mit dem Tod meines Vaters stehen wir nun vor einer neuen Prüfung unseres verwandtschaftlichen Verhältnisses.

Meine Schwester setzt sich auf den Teppich in der Mitte des Arbeitszimmers. Im Grunde steht sie erst vier Tage später wieder auf.

Das Arbeitszimmer liegt im 3. Stock der Universitätsklinik, Abteilung Radiologie. Ich habe meinen Vater immer gern dort besucht. Flätze mich auf der Ledercouchgarnitur, probierte die Vierfarbstifte der diversen Pharmakonzerne aus, staunte über die radiologischen Aufnahmen von Dickdärmen. Ich bekam stets einen Espresso, genauso wie die Putzfrau oder der Dekan. Für diesen Espresso war mein Vater berühmt. Eine großartige italienische Espressomaschine war das Zentrum des Bücherbords. Auf nichts war mein Vater ähnlich stolz – doch, vielleicht auf sein Auto. Er hatte sich lange mit Renaults und Peugeotts herumgeschlagen. Sofort nach seiner offiziellen Einbürgerung in die BRD gönnte er sich einen dicken Mercedes: Für alle war damit sichtbar, dass er wieder einmal angekommen war in einer Gesellschaft. Wenn er durch Gießen fuhr, ließ er den Hut auf, sonst lief er Gefahr, bei seiner geringen Größe nicht gesehen zu werden. Als ich das Abitur machte, bekam ich einen Zweitschlüssel für den Wagen, es war das größte Lob, das ich bekommen konnte: Auch ich war damit in der deutschen Gesellschaft angekommen, mit deutschem Abitur und deutschem Wagen. Noch am selben Abend fuhr ich die Beifahrertür ein. Für meinen Vater eine Bagatelle angesichts unseres unaufhaltsamen Aufstiegs in der deutschen Gesellschaft.

Natürlich könnte ich mir Zeit lassen mit dem Ausräumen des Zimmers. Vonseiten des Klinikums gibt es keinen Termindruck. Ich könnte in die Luft starren, weinen oder sogar in meinem Mikrokroatisch mit meiner Schwester über unseren Vater reden. Oder gar über uns und unser kompliziertes Schwesternverhältnis. Aber mir Zeit lassen, vielleicht sogar nichts tun, ist nicht gerade meine Stärke.

Stattdessen packe ich Kisten über Kisten, meine Schwester sitzt auf dem Teppichboden, raucht und lässt sich im Stundentakt Espresso servieren. Ich schufte wie ein Tier, sie ist versunken in ein tausendseitiges Nachschlagewerk meines Vaters: »Atlas der Darmerkrankungen. Dickdarm und Analregionen«. Gelegentlich zeigt sie mir nützliche Aufnahmen zur Doppelkontrastmethode. Auf einer sieht man, wie es gelingt, eine Magen-Darm-Sonde einzuführen, ohne den Dickdarm zu perforieren. Überwältigt von diesen medizinischen Details setze ich mich neben sie und trinke mit ihr einen Espresso. Zwischen der medizinischen Fachliteratur finden wir in einem kitschigen goldenen Rahmen eine große Fotografie: die Familie unseres Vaters. In der Mitte unser Großvater Leon, ein notorischer Kartenspieler, daneben seine Frau Regina, die die Familie irgendwie durchbringt, umgeben von ihren sechs Söhnen. Alle sind sie dunkelhaarig, dürr und blass, eine typisch sephardische Familie. Unten links der Jüngste der sechs: unser Vater Jakob. Dalmatien, Split, 1922.

Die Brüder unseres Vaters hießen Buki, Mento, Albert, Miko und Silvio. Mento hieß natürlich nicht Mento, sondern Menachem, Buki hieß Israel und Miko Chaim. Aber wie hätte das auf der Straße in Split geklungen? Wenn sie aus dem Haus traten, waren sie Mento, Buki und Miko.

Die Familie war arm. Die sechs Brüder kamen irgendwie zurecht, manchmal lauerten sie ihrem Vater auf und nahmen – hatte er gewonnen – seine Beute für die Mutter mit. Später machten die zwei ältesten Brüder eigene Geschäfte

auf. Mentos Laden wurde eine Art Ramschladen, in dem es alles gab: Radiergummis, Bettlaken, Geschirr. Buki betrieb einen Ankauf-Verkauf, die Geschäfte gingen nicht schlecht. So konnten die beiden Ältesten die Jüngeren finanzieren. Albert, Nr. 3, wurde Rabbiner, zu Ehren Gottes und der Familie. Miko, Nr. 4, wurde Ingenieur und fuhr als solcher zur See. Nr. 5 und 6, Silvio und Jakob, unser Vater, durften studieren und wurden Ärzte. Wahrscheinlich ging es in vielen sephardischen Familien so oder ähnlich zu. Bei Canetti jedenfalls kann man es nachlesen.

Nach Kriegsende fanden sich die Brüder wieder. Man hatte nicht so viele Tote zu vermelden wie die aschkenasischen Familien, die sich deutsch fühlten, die den Deutschen blind vertraut und gar nicht oder viel zu spät die Flucht ergriffen hatten. Die Sepharden waren da vorsichtiger gewesen, sie hatten den Deutschen klugerweise misstraut und waren rechtzeitig geflohen.

Unser Großvater Leon wurde, mitten in einem Kartenspiel deportiert, umgebracht. Er hatte so lange am Spieltisch gesessen, dass er darüber zu fliehen vergaß. Alle anderen aber hatten, als die Italiener ihre Haut zu den Alliierten hinüberreteten und den Deutschen Kroatien ganz überließen, sehr schnell das Weite gesucht. Unser Vater war mit seinem Bruder Silvio bei den Partisanen geblieben. Nach Aussagen meines Vaters war Silvio der Schönste und Begabteste der Brüder. Er starb in den letzten Kriegstagen, in Partisanengefechten. Die offizielle Version lautete, Deutsche hätten ihn erschossen. Großmutter Regina und die anderen Brüder hatten sich ins schon befreite Süditalien retten können.

Nach dem Krieg, zurück in Split, mussten die Brüder erfinderisch sein. Die beiden Ältesten übernahmen wieder ihre Geschäfte, spezialisierten sich. Mento machte aus seinem Laden eine Art Billigmarkt, eine Novität für Split: Zahl eins, nimm zwei. Im Grunde war er der Erfinder der Discountmärkte.

Buki hatte sich für seinen Altwarenladen folgenden Slogan überlegt: Bevor du's wegwirfst, bring's zu Buki! Sein Zulauf war enorm. Bevor man in Split etwas in den Müll warf – Zink, Blei, Kupfer –, bot man es ihm an. Um dann wieder bei ihm Einzelteile zu suchen, die in ganz Split nur er hatte! Miko, der auf den Kriegsschiffen der Alliierten so ziemlich alles gesehen hatte, hatte genug von Abenteuern. Er war in Zypern gewesen, wo die Engländer die Juden in Lager steckten, und in Haifa, wo er endlich heimlich von Bord ging. Er entschloss sich, nach Eretz Israel zu gehen und in Ruhe an der Klagemauer Saft zu verkaufen, für Juden und Christen und andere Touristen. Albert, der Rabbiner, war bis nach New York gekommen, hatte eine kroatische Synagogengemeinde gegründet und lebte mit Frau und Kindern dort, als wäre er noch immer in Split.

Es klang immer wie ein Bericht aus dem Paradies, wenn mein Vater von Split erzählte. Split, immer wieder Split, die engen Gassen der mittelalterlichen Altstadt, gebaut auf den Trümmern des römischen Diokletian-Tempels. Sie waren Straßenkinder, am Strand, in der Synagoge. Die städtische Grundschule, das Wetter, die Promenade, der Rabbiner, übernahmen die Erziehung. Sie spielten Fußball auf der Straße. Sie badeten am flachen Strand von Bačvice, dem öffentlichen Strandbad. Nichtjuden, Juden, Moslems, alle zusammen. Den kleinen Ball am längsten in der Luft halten, das ist »Picigin«, es wird im flachen Wasser noch heute so gespielt, über Stunden, in den langen Sommern Kroatiens. »Picigin« ist ursprünglich ein italienisches Wort, überhaupt sprachen alle Italienisch, nebenbei, ganz beiläufig.

»Am 12. Oktober 1918 wurde ich, als Jakov Altaras, Sohn von Leon Altaras und seiner Frau Regina in Split (Jugoslawien) geboren. Abitur im Jahre 1936. Im selben Jahr Immatrikulation an der medizinischen Fakultät in Zagreb. Am 5. April gelingt

es mir, nach Split zu fliehen, einen Tag vor der deutschen Okkupation. Das war knapp. Da Split unter italienischer Besatzung steht, ist es mir möglich, weiter an italienischen Universitäten zu studieren. Gleichzeitig schließe ich mich Titos Partisanenarmee an. Ich studiere immer unregelmäßiger, schaffe es aber, 1944 in Bari zu promovieren.« So schreibt es mein Vater in seinem Lebenslauf.

Bei den Partisanen machen ihm die Berge zu schaffen, er kommt von der Küste und sehnt sich nach dem Meer. Doch er ist zäh, das jahrelange Leichtathletiktraining bei Makkabi Split hat ihn gerettet, so scherzt er später, sonst hätte er die meilenlangen Märsche zu Fuß nie überstanden! Er trägt russische Waffen und singt russische Lieder für die Freiheit. Zwei Jahre leitet er seine Brigade, die »prva dalmatinska Brigada« in den Bergen zwischen Schnee und Felsen, bis die Partisanen nach dem Abzug der Italiener die Insel Vis zu Titos Hauptquartier machen können und die Meereskundigen dorthin versetzt werden. Endlich wieder am Meer. Er schwenkt die Fahne in Vis, bereit, gegen den Faschismus zu kämpfen und für Tito sein Leben zu geben. Ein zierlicher, aber ausgesprochen attraktiver Soldat!

Das alles zeigen die Fotos, die inzwischen ausgebreitet vor uns auf dem Boden liegen. Unser Vater auf seinem ersten Transportmittel, einem Esel. Später im Jeep, mit rotem Stern auf der Mütze und Maschinengewehr über der Schulter. Er hat sie mir oft gezeigt, diese Fotos, und sie mit vielen kleinen Geschichten versehen. Ich kann nicht sagen, was davon erfunden, was Märchen und was wahr ist. »Se non è vero, ben trovato!« – falls es nicht wahr ist, ist es doch gut erfunden!

Er war ein glücklicher, vitaler Kerl, ein Stehaufmännchen, ein Impresario seiner selbst. Die Schwermut, die meine Mutter nach dem Krieg nie wieder ganz losgelassen hat, kannte er nicht. Vielleicht, weil er nie im Lager war, weil ihm Demüti-

gungen dieser Art erspart geblieben sind, weil er als Partisan immer auf der Kämpfer- und schließlich auf der Siegerseite stand.

Irgendjemand kolportierte meinem Vater nach dem Krieg die Wahrheit über den Tod seines Bruders Silvio. Er war nicht von den Deutschen oder der Ustascha, sondern von jemandem aus den eigenen Reihen, also von Partisanen, wegen interner Streitigkeiten kurz vor Kriegsende ermordet worden. Natürlich war das vertuscht worden. Ende der 50er-Jahre begann der Parteizusammenhalt zu bröckeln, der Riss zwischen Tito und Stalin wurde spürbar, die Parteifunktionäre wurden nervös. Mein Vater verfolgte die Sache. Er erhob Anklage, mit dem Ergebnis, dass die Kommunistische Partei nun ihn verfolgte. Die ehemaligen Partisanen wurden nicht gern eines solchen Mordes bezichtigt. Mein Vater, inzwischen eine Berühmtheit in der Partei, bekam einen Schauprozess. Man warf ihm staats- und sozialismusfeindliche Handlungen vor, unter anderem den Besitz von privaten Röntgengeräten. Schriftliche Beweisstücke lagen nicht vor, aber man drohte mit Haft, Arbeitsentzug. Man wollte ihn und seine Anklage loswerden. Einige Denunzianten wurden gefunden, sagten bereitwillig aus. Er floh Hals über Kopf aus Furcht vor Inhaftierung. Seine Enttäuschung war enorm. Er hat nie erfahren, ob der peinliche Prozess, den man ihm machte, eher dem störenden Parteimitglied oder dem Juden galt. Fazit war: Man war ihn los. Seine geliebte Partei hatte ihn doppelt verraten: erst seinen Bruder ermordet, dann ihn diffamiert.

Weißt du, Adriana, mit den immergleichen Anklagen – Zionismus und Kosmopolitismus – waren die Juden doch die Ersten, die aus der Partei herausgefiltert wurden. Ich war weiß Gott nicht der Einzige! Wir hatten zwar in Titos Brigaden im Krieg die Möglichkeit zum Widerstand bekommen, und natürlich gab es später